



Soldaten der Menschheit.

Nicht Mienen, Granaten, Angriff und Blut,
nicht Massengräber und Siegesparaden...
wir tragen in uns eine heilige Glut,
die wollen wir hüten und treu bewahren.

Ach, alle Not und Sehnsucht und Pein
und alle wilden Stürme vertoben...
Wir wollen Soldaten der Menschheit sein,
das Herz zu fröhlicher Tat erhoben.

Wir wollen aus dieser wütenden Qual
hinab in die Städte großer Maschinen,
wir wollen im tausenden, dröhnenden Saal
der göttlichen Arbeit inbrünstig dienen.

Wir wollen, daß unsere strotzende Kraft
nicht elend und müde im Graben vermodert,
wir haben ein Herz voll Leidenschaft,
das steil in die Enge der Werkstatt lodert.

Wir alle kommen aus Morden und Wut.
Wir wollen endlich Friede auf Erden!
nun brennt unser Herz eine heilige Glut,
daß alle Menschen brüderlich werden.

Mag Barthel.

Das Arbeitsverhältnis im „freien“ Gewerbe.

Von August Winnig.

Die Lage der Lohnarbeiter unter dem Arbeitsverhältnis des absoluten Staates war für unsere heutigen Begriffe gedrückt bis zur Unerträglichkeit. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Arbeiter der damaligen Zeit sie ebenso empfunden hätten. Auf die Festsetzung des Lohnes hatten sie zwar keinen rechtmäßigen Einfluß; wo sie einen solchen geltend zu machen versuchten, liefen sie Gefahr, von der Obrigkeit zur Ordnung gerufen und bestraft zu werden. Da aber nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist, so boten sich den Arbeitern doch, je nach dem Grade der Beschäftigung, illegale Mittel, die Arbeitsbedingungen zu beeinflussen und unter dem Druck der Knappheit an Arbeitskräften einige Verbesserungen herauszupressen. Andererseits bildete die obrigkeitliche Reglementierung des Arbeitsverhältnisses einen gewissen Schutz gegen die mit dem Kapitalismus emporwachsenden Verelendungstendenzen. Je mehr der Kapitalismus erstarkte, um so lebendiger wurde sein Ausbeutungstrieb. Es gelistete ihn, die Arbeitszeit zu verlängern, gelernter Arbeiter durch ungelernete, erwachsene Arbeiter durch billigere jugendliche oder Frauen zu ersetzen. Dem aber stand die obrigkeitliche Reglementierung im Wege.

Der Schrei nach Freiheit war vor allem das Verlangen nach hemmungsloser Betätigung der kapitalistischen Erwerbsucht. Dem brachte die Gewerbebefreiung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Erfüllung. Die neue Grundlage des Arbeitsverhältnisses wurde die preussische Gewerbeordnung von 1845, die das Vorbild der ganzen norddeutschen Gewerbebefreiung wurde. Ihr leitender Gedanke für das Arbeitsverhältnis sprach aus, daß dies Gegenstand freier Uebereinkunft sei. Aus dem bisherigen Herrschaftsverhältnis wurde ein Mietverhältnis. Der letzte Rest der alten Auffassung, die Arbeiter und Unternehmer als soziale Stände betrachtete, wurde ausgeilgt, es gab für die rechtliche Beurteilung des Arbeitsverhältnisses nur noch Einzelmenschen, die nach der Theorie in ihren Entschlüssen völlig frei waren.

Keine Organisation sollte sich zwischen Arbeiter und Unternehmer drängen. Vereinigungen und Verabredungen zur Erzielung höherer Löhne waren bei Gefängnisstrafe verboten. Das geschichtliche Merkmal dieser dritten Stufe in der Entwicklung des Arbeitsverhältnisses war das völlige Zurücktreten der Staatsgewalt, die bis dahin so ausschließlich auf diesem Gebiet geherrscht hatte, daneben aber die rechtliche Auflösung der beiden sozialen Gruppen — Arbeiter und Unternehmer — in Einzelpersonen.

Der Grundsatz der freien Konkurrenz hatte gesiegt — auch das Arbeitsverhältnis war nun dem freien Spiel der Kräfte ausgeliefert. Der Sieg dieses Grundsatzes war geschichtlich notwendig, der Kapitalismus sollte eine neue Gesellschaft bilden, er konnte es nur, indem er die Bindungen der alten Sozialordnung löste und die gesellschaftlichen Kräfte zunächst atomisierte, um dann aus den einzelnen Teilen die neuen Bindungen zusammenzufügen.

Aber dieser Vorgang bedeutete für die Lohnarbeiter zunächst durchaus keinen Fortschritt. Wohl wurden sie der Bindungen ledig und unterstanden keinem Arbeitsreglement mehr. Aber diese Freiheit brachte ihnen wenig Segen. Denn der sogenannte freie Arbeitsvertrag wurde jedesmal das, was der Stärkere der Vertragsschließenden aus ihm machen wollte. Das alles war in 99 von 100 Fällen immer der Fabrikant.

Wohl stiegen unter der Wirkung der allgemeinen starken Nachfrage nach gewerblichen Arbeitern zunächst die Löhne.

Aber da nun alle Hemmungen gefallen waren, so verlängerte man auch die Arbeitszeit, zog die Frauen und schließlich auch die Kinder zur Arbeit heran. Das waren Umstände, die bald eine lohnbrückende Wirkung auszuüben begannen. Für diese Zeit — wir haben hier die Jahre von 1820—1850 im Auge — fehlen so gut wie alle Quellen über die Höhe der Arbeitslöhne. Als Dr. Kuczinski sein großes Werk über die Bewegung der Arbeitslöhne verfaßte, hatte er die größte Mühe, diese Bewegung auch nur bis zum Jahre 1870 zurückzuführen. Im Jahre 1848 stand der Lohn der Berliner Maurer und Zimmerer auf 20, 22 und 24 Groschen. Es ist nicht anzunehmen, daß er in den westlichen Industriegebieten und in den anderen Städten höher gewesen sei, diese Sätze dürften vielmehr die Höchstgrenze der Löhne gewerblicher Arbeiter jener Zeit darstellen. Alle Schilderer der sozialen Zustände in dieser Periode sind sich jedoch darin einig, daß die Not und Verwahrlosung des industriellen Proletariats zum Himmel schrie.

Die Berichte, die der ober-schlesische Korrespondent der „Schlesischen Zeitung“ (des Organs der schlesischen Konserativen) seinem Blatte über die Lage im dortigen Industriegebiet schickte, klingen unseren Ohren ungläublich. Ganze Scharen von Grubenarbeitern, so berichtet er, nebst Frauen und Kindern, ziehen abends in die Nähe der Schlackenhalde, um sich dort die warmen Stellen zum Uebernachten aufzusuchen, da sie keine Wohnung haben. Am Rhein waren zarte Kinder von acht Jahren an in Fabriken tätig und arbeiteten dort bis zu 16 Stunden täglich. Kinder und Frauen gingen auch in die Kohlengruben und arbeiteten unter Tage. Das furchtbare Elend, das Friedrich Engels in seinem Buche über die Lage der arbeitenden Klassen in England schildert, hat auch in Deutschland die Geburt des Industriekapitalismus begleitet. Mit diesem wirtschaftlichen Elend verbanden sich bald körperliche Verwahrlosung, sittliche Verkommenheit. Die alte Vorstellung von der „Ehrbarkeit“ des Gewerbegehilfen verschwand, das Ansehen des gewerblichen Arbeiters sank tiefer als in irgend einer früheren Periode. Trotz der formalrechtlichen Gleichheit der beiden Vertragspartner war der Arbeiter in der Praxis zu einem rechtlosen Ausbeutungsobjekt geworden.

Vielfach behielt sich der Unternehmer das Recht vor, den Arbeiter bei Arbeitsmangel jederzeit entlassen zu können, während der Arbeiter an bestimmte Kündigungsfristen gebunden war. Das Trucksystem hielt seinen Einzug. Die Fabrikanten errichteten neben ihren Betrieben Verkaufsstellen für Lebensmittel, Arbeitskleidung u. a. und nötigten die Arbeiter, ihren Bedarf dort zu entnehmen; der Betrag wurde ihnen vom Lohn abgezogen. So kam es häufig vor, daß der Arbeiter nur wenig baren Geldlohn erhielt, sondern mit Waren bezahlt wurde, an denen der Fabrikant abermals verdiente. Was dabei herauskam, war nichts weiter als eine neue Form der Hörigkeit. Auch zu jener Zeit schon bildete sich hier und da der Brauch heraus, auf oder neben den Betriebsstätten Wohnungen für die Arbeiter zu errichten, so daß sich manche deutsche Fabrik kaum noch durch etwas anderes als durch die Hautfarbe ihrer Arbeiter und durch die Art der verarbeiteten Stoffe von den Faktoreien Amerikas mit ihren Negerklaven unterschied.

Es scheint, als habe die Geschichte an einem Schulbeispiel zeigen wollen, wohin ein hemmungsloses Walten der kapitalistischen Triebkräfte führt. So drach sich dann die Ueberzeugung Bahn, daß man dieser Entwicklung nicht länger untätig zusehen dürfe. Die Arbeiterklasse selber war freilich noch nicht so weit, um eine Aenderung der Gesetzgebung durchsetzen zu können. Ihre junge Bewegung war aus einer politischen Situation entstanden und erprobte ihre Kraft einwillen in der politischen Arena. Das von Vassalle zwar nicht konstruierte aber doch popularisierte eiserne Lohn-gesetz, wonach der Lohn niemals dauernd über die zur Lebensführung notwendige Höhe steigen könne, verurteilte die Bestrebungen nach Verbesserung des Arbeitsverhältnisses von vornherein als vergeblich. Staatsbeamte, Militärs, Volkswirte forderten das Eingreifen des Staats, um der Verwüstung der Volksträfte zu wehren. So kam eine Bewegung in Fluß, die vom Ausgang der dreißiger Jahre an zu vereinzelt Maßnahmen staatlichen Arbeiterschutzes führte. Waren diese Eingriffe auch zunächst schwach und wenig erfolgreich, so brachten sie aber doch mit dem Gedanken des staatlichen Arbeiterschutzes ein neues Prinzip auf, das von ganz anderen Voraussetzungen ausging als die frühere obrigkeitliche Reglementierung.

Bedeutender noch als diese staatlichen Eingriffe war der Fall der Koalitionsverbote. Damit war die Fessel gesprengt, die der Arbeiterschaft die Hände gebunden und sie von jeder Beeinflussung des Arbeitsverhältnisses absperrete. Nun trat die Arbeiterschaft zum ersten Male wieder als mitgestaltende Kraft des Arbeitsverhältnisses auf.

Damit begann der Uebergang zu einer höheren Stufe des Arbeitsverhältnisses, zu dem Arbeitsverhältnis, das aus dem Ringen des organisierten Kapitals und der organisierten Arbeit als Diagonale der Kräfte hervorgeht. Aus der atomisierten Gesellschaft entstehen neue mächtige Organisationsgebilde. Festig ist der Zusammenprall der durch sie vertretenen gegenwärtigen Interessen. Aber aus dem Kampfgesimnel erhebt sich als der verheißungsvolle Anfang einer gewerblichen Demokratie der Tarifvertrag — die Grundlage des Arbeitsverhältnisses der Gegenwart und noch mehr der Zukunft. Sehen wir von dem Interregnum der Kriegswirtschaft ab, so können wir eine Entwicklung verfolgen, die aus dem Gegeneinanderwirken und Zueinandergreifen der drei Faktoren: Staat, Unternehmertum und Arbeiterschaft besteht und deren letztes Ergebnis die organisierte Arbeit ist.

Die Verkäuferin.

Von Klara Böhm-Schuch.

Das Verkaufsgeschäft war der erste Zweig im Handelsgerwebe, den sich die Frauennarbeit in großem Umfange eroberte; langamer drang sie in den Kontorberuf ein, wo ihr jetzt, besonders durch den Krieg herbeigeführt, ein breiter Raum gehört. — Für den Beruf der Verkäuferin bringt die Frau von Natur viel Vorbedingungen mit: Gewandtheit im Verkehr mit dem Publikum, schnelle Anpassungsfähigkeit usw. — Die Hauptursache der Verwendung weiblicher Arbeitskräfte ist aber hier wie überall ihre Billigkeit.

Die junge Verkäuferin hat eine Lehrzeit von circa einem Jahr durchzumachen — während der sie eine Vergütung von 10 bis 20 M. monatlich erhält —, sie verdient also im Alter von ca. 16 Jahren mehr als der männliche Berufskollege. Während es aber der Verkäufer meistens soweit bringt, daß er ein Gehalt verdient, von dem er auskömmlich leben kann, so ist es bei den Verkäuferinnen die Minderheit, welche überhaupt einen höheren Verdienst als 100 M. im Monat erreicht. Bei den Auswendungen, welche die Verkäuferin für Kleidung machen muß, wird bei einem solchen Verdienst nur ein kümmerliches Auskommen ermöglicht. Eine wirtschaftliche Unabhängigkeit gewährleistet dieser Beruf heute nicht, noch weniger die Möglichkeit, sich in ihm eine Lebenseristenz zu schaffen. Wenn es auch Ausnahmen gibt, so beständigen sie nur die Regel. — Es handelt sich also, ebenso wie bei den Stenotypistinnen, gewissermaßen um einen Zwischenberuf vom Elternhaus zur Ehe und leider wird er auch von der Mehrzahl der Beschäftigten so aufgefaßt. Hierauf beruhen nun viele Mißstände des Berufs.

Zunächst wird durch solche laze und irrthümliche Auffassung eine ernste Berufsbildung vereitelt, denn wenn eine Beschäftigung nur als vorübergehend gilt, werden die fargen Freistunden nicht mit Vernunft ausgefüllt werden. Es entspringt hieraus aber auch eine gewisse Leichtigkeit der ganzen Lebensauffassung und eine Verlässlichkeitslosigkeit gegenüber allen Bestrebungen, die auf Zusammenschluß der Berufsangehörigen zur Hebung des Berufs selbst und zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen hinielen. Der obligatorische Fortbildungsschulzwang ist sehr gut und nützlich und er wird immer weiter ausgebaut werden müssen, aber der Grundfehler liegt wohl in der unterschiedlichen Erziehung von Knaben und Mädchen. — Leider ist unser ganzes Erziehungssystem noch darauf eingestellt, daß der Junge wohl einen Beruf erlernen muß, weil er sich eine Lebenseristenz schaffen soll, das Mädchen aber nicht. Die (viel zu lange) Lehrzeit des Knaben muß also durchgehalten werden, wie schwer es oft den Eltern auch fallen mag. Das Mädchen aber muß verdienen, sobald es nur die Schule verlassen hat. „Kommt Zeit, kommt Rat“ denken wohl viele Eltern, die schweren Herzens, aber trotzdem nur mit dem Verdienst der Tochter die Lehrjahre des Sohnes ermöglichen. Wie falsch dieses System ist, haben unzählige Frauen in der Kriegszeit an sich erfahren müssen; es hat zu großen Nachteilen für die Frauenerwerbsarbeit geführt, da es infolge der mangelnden Berufsausbildung für die Frau schwer ist, zur Qualitätsarbeiterin anzusteigen und damit der gleichen Entlohnung wie der männliche Arbeiter teilhaftig zu werden. Hier wird, auf die Erfahrungen der Kriegszeit gestützt, ein Ausgleich zwischen Knaben- und Mädchenerziehung eintreten müssen, indem die praktische Berufsausbildung der Knaben verkürzt und damit ihres ausbeutenden Charakters entkleidet, eine solche für die Mädchen bei absolut freier Berufswahl aber geschaffen wird. Daneben muß, wie schon bemerkt, die theoretische Berufsbildung weiter ausgebaut werden.

Die soziale Schichtung der Verkäuferinnen ist eine sehr verschiedene; Töchter von Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten und Beamten erwählen diesen Beruf. Dadurch treten dem organisatorischen Zusammenschluß weitere Hindernisse in den Weg. Besonders in der Lebensmittelbranche kommt auch ein großer Prozentsatz der Verkäuferinnen aus hauswirtschaftlichen Berufen, weil sie hier, trotz des vielfach vorhandenen Kost- und Logiszwanges, doch etwas unabhängiger leben und eine etwas bessere Entlohnung als in der Hauswirtschaft erreichen.

Der Beruf an sich ist schwer, wenn es auch vielen Deuten angenehm erscheinen mag, wenn jemand, nett angezogen, den ganzen Tag an dem Verkaufstand oder hinter dem Ladentisch stehen und mit all den schönen Dingen hantieren kann, welche man kaufen will. Vor allen Dingen wird von der Verkäuferin Gewandtheit im Verkehr mit der Kundschaft verlangt. Jeder will schnell bedient sein, jeder will aber auch das haben, was er wünscht, wenn er selbst über seine Wünsche sich vielleicht noch nicht ganz klar geworden ist. Letzteres ist besonders ein Fehler kaufender Frauen; sie wissen oft nicht recht, was sie wollen. Sie wollen sich erst entscheiden, wenn etwas ihrem Geschmack entspricht. Der Krieg ist hier allerdings ein strenger Lehrmeister, weil durch die Warenknappheit und durch die enormen Preise die Auswahl sehr beschränkt worden ist. Durch ein solches Zaudern beim Kauf, durch das Vorlegenlassen vieler Waren, von denen dann schließlich nichts gekauft wird, wird die Arbeit der Verkäuferin über Gebühr in Anspruch genommen, ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt. Die Verkäuferin soll immer lebendvollständig und höflich sein, auch dann, wenn es die Käuferin durchaus nicht ist.

Der Chef verlangt aber daneben, daß das Personal tüchtig ist, daß es nicht nur die Käufer bedient, sondern auch das verkauft, was er absetzen möchte.

Und diese anstrengende Tätigkeit wird bei einer Arbeitszeit von 9-11 Stunden täglich, und meistens stehend, ausgeübt, nachdem durch die Festlegung des Siebennuhr-Ladenschlusses während des Krieges die Arbeitszeit um eine Stunde verkürzt worden ist. Aber diese eine Erholungsstunde, welche die Not des Krieges den Ladenangestellten gebracht, war in Gefahr, durch Beschluß des Bundesrats wieder beseitigt zu werden. Dagegen haben sich die Angestellten unter Führung des Zentralverbandes so tapfer gewehrt, daß für die Kriegszeit der Siebennuhr-Ladenschluß bestehen bleiben wird. Aber nach dem Kriege? Werden die Angestellten, vor allem die Verkäuferinnen, aus diesem Vorgang gelernt haben, daß ihnen nur die straffe gewerkschaftliche Organisation helfen kann ihre Lage zu verbessern? Leider ist für die Lebensmittelmittelgeschäfte noch der Nachuhr-Schluß in Gültigkeit, und alle Bemühungen der Organisationen, vor allem des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen, auch für diese Angestellten die Arbeitszeit zu verkürzen, sind bisher vergeblich geblieben. Ebenso wurde der Antrag der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag, den Siebennuhr-Ladenschluß auch für die kommende Friedenszeit beizubehalten, abgelehnt. — Das wäre nicht möglich gewesen, wenn die gewerkschaftliche Organisation der Handlungsangestellten, besonders der weiblichen, besser wäre. Die Verkäuferinnen haben das größte Interesse daran, daß ihnen diese Stunde Freizeit nicht wieder entzogen wird.

Der Zustrom frischer Arbeitskräfte zum Handelsberufe ist sehr groß. Dadurch, daß während des Krieges ein Teil des Verkaufspersonals besser bezahlte Beschäftigung übernahm und ein starker Bedarf an Kontorpersonal eintrat (zum Teil um die im Kriege befindlichen Kollegen zu ersetzen) macht sich jetzt eine Arbeitslosigkeit nicht bemerkbar. Um so mehr ist dies nach Beendigung des Krieges zu erwarten und bei der mangelnden gewerkschaftlichen Organisation ist zu befürchten, daß ein Sinken der Gehälter, eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen eintreten wird. Darum ist es notwendig, daß die Handlungsgehilfen die Wichtigkeit des Zusammenschlusses begreifen, um vereint an der Hebung des Berufes zu arbeiten und seinen weiteren Niedergang zu verhüten. Der Zukunftsraum der Versorgung durch die Ehe ist für tausende junger Mädchen durch den Krieg zerstört. Sie müssen sich durch eigene Arbeit durchs Leben bringen, müssen versuchen sich ihr Glück, soweit das möglich ist, selbst zu zimmern. Nun kann sicher der kaufmännische Beruf viel innere Befriedigung geben, mehr aber noch das Wirken und Streben für die Allgemeinheit. Beides läßt sich vereinen, indem man in den Berufsorganisationen daran mitarbeitet, daß die Arbeit nicht mehr als eine vorübergehende Notwendigkeit, sondern als Lebenszweck von den Kolleginnen betrachtet wird.

Viele Mädchen werden sich natürlich auch nach dem Kriege verheiraten, aber auch sie werden unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse in weit größerem Umfange als vor dem Kriege erwerbstätig sein müssen. Gerade für diese Frauen bedarf aber der kaufmännische Beruf ungeheurer Reformen. Zu deren Erringung ist der gemeinsame Wille aller Berufsangehörigen notwendig und der törichte Konkurrenzkampf der Geschlechter, wie er leider im Handelsgewerbe noch immer stark zu finden ist, ist dabei ganz auszuschalten. Nicht gegeneinander, sondern miteinander haben Männer und Frauen durch den gewerkschaftlichen Zusammenschluß für die Zukunft zu kämpfen.

Sozialistische Tendenzen während der französischen Revolution.

Von Peter Kropotkin.

Der beherrschende Gedanke in der kommunistischen Bewegung von 1793 war, daß die Erde als gemeinsames Erbe der ganzen Nation betrachtet werden muß, daß jeder Einwohner Recht auf den Boden hat und daß jedem die Existenz dergestalt verbürgt werden muß, daß niemand durch den drohenden Hunger gezwungen werden kann, seine Arbeit zu verkaufen.

Die Liebe.

Ein Märchen von heute.

Von Herbert Gulenberg.

Eine junge Frau trat in das Warenhaus des Lebens ein. Nachdem sie sich eine Zeitlang darüber verwundert hatte, was hier alles eingehandelt wurde und was nicht, merkte sie plötzlich, daß sie, weil sie nichts einkaufte, unangenehm aufzufallen begann. Sie wandte sich darauf hastig an irgendeinen der Angestellten und sagte zitternd und mit Erröten: „Verzeihen Sie! Ich möchte etwas Liebe haben.“

„Liebe?“ schauzte der Betreffende sie halb verwundert, halb verächtlich an. „Sie sagten doch Liebe?“

„Allerdings!“ bestätigte sie, noch verlegener werdend. Sie suchte furchtbar unter der Menge der Bezugskarten, die sie bei sich trug, herum. Da waren Karten für Brot, für Kartoffeln, für Fleisch, für Weinen, für Butter, für Seife und für Zeit ausgestellt. Aber einen Bezugsschein für das, was sie haben wollte, fand sie nirgends.

„Bemühen Sie sich nicht! Kramen Sie Ihre Scheine nicht mehr durcheinander!“ fuhr der Angestellte sie wütend an. „Den Artikel, den Sie verlangen, führen wir nicht. Führt kein Mensch mehr! Er ist vollkommen eingegangen. Es war absolut keine Nachfrage mehr nach ihm.“

„Aber um Gottes willen!“ flüsterte die junge Frau, ganz erschrocken. „Was sagen Sie da! Es gibt keine Liebe mehr. Aber das ist doch unmöglich!“

„Ach was! Möglich oder nicht!“ höhnte der Angestellte. „Lassen Sie mich zufrieden! Sie sind überipamt, verstehen Sie mich! Ich habe keine Zeit mehr für Sie!“ Er stürzte sich in einen Aufzug und sauste weg an irgendeiner Arbeit.

Die junge Frau blieb entsetzt stehen. Sie tupfte mit ihrem Taschentüchlein die Tränen weg, die ihr bei den rauhen Worten dieses Herrn in die Augen getreten waren.

„Klab da!“ rief jetzt eine wüste Stimme, und ein schwerbepackter Handwagen fuhr ihr, die so schnell wie es ihr möglich war, beiseite sprang, fast noch über die Beine. Der Mann, der den Wagen stieß, brummte vor Zorn, als er an ihr vorüberging.

„Sie hätten mich bitten sollen, beiseite zu treten!“ sagte sie ganz sanft und ohne Vorwurf. „Ich stehe ungern jemand im Wege.“

„Bitten sollen!“ wiederholte der Mann ingrimmig. „Tun Sie erst einmal meine Arbeit! Und dann sehen Sie, ob Sie noch Lust haben, jemanden zu bitten, Ihnen nicht vor die

Die „höfliche Gleichheit“, von der man im 18. Jahrhundert viel gesprochen hatte, drückte sich jetzt in der Forderung eines gleichen Rechtes aller auf den Boden aus; und die außerordentliche Bewegung im Grundbesitz, wie sie durch den Verkauf der Nationalgüter entstanden war, rief die Hoffnung wach, diese Idee in Wirklichkeit umsetzen zu können.

Es darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit, wo die Großindustrien erst im Entstehen waren, die Erde noch das Hauptvermögen der Bevölkerung war. Durch den Grund und Boden hielt der Grundherr die Bauern in seiner Gewalt, und die Unmöglichkeit, seinen Hecken Land zu bekommen, zwang den Bauer, in die Stadt auszuwandern, wo er ohne Gnade in der Produktion dem Fabrikanten und für die Konsumtion dem Spekulanten ausgeliefert war.

Unter diesen Umständen bewegte sich notwendigerweise das Denken der Kommunisten in der Richtung dessen, was man „das Ackergesetz“ nannte, d. h. in der Richtung der Beschränkung des Grundeigentums auf ein gewisses Maximum Landes und der Anerkennung des Rechtes eines jeden auf den Grund und Boden. Das Auslaufen der Ländereien, das damals beim Verkauf der Nationalgüter von den Spekulanten vorgenommen wurde, konnte diese Idee nur beseitigen. Und während die einen forderben, jeder Bürger, der das Land bestellen wollte, mühe das Recht haben, seinen Anteil an den Nationalgütern zu erhalten, oder wenigstens zu günstigen Zahlungsbedingungen ein Stück kaufen zu können, forderten andere, die weiter sahen, das Land sollte zum Gemeineigentum gemacht werden, und niemand sollte ein anderes als ein zeitliches Recht auf den Besitz des Bodens bekommen dürfen, den er selbst bestellte und solange er ihn bestellte.

So verlangte zwar Babeuf, der sich vielleicht hätte, sich zu sehr zu kompromittieren, die gleiche Teilung der Gemeindegüter. Aber auch er wollte die „Unveräußerlichkeit“ des Grundes und Bodens, was heißen sollte, daß die Rechte der Gesellschaft, der Gemeinde oder der Nation auf den Boden bestehen bleiben sollten, — daß es einen Grundbesitz, aber kein Grundeigentum geben sollte.

Andererseits bekämpfte Julien Souhait im Konvent bei der Debatte über die Teilung der Gemeindegüter die endgültige Teilung, wie sie der Landwirtschaftsausschuß vorgeschlagen hatte, und ohne Frage hatte er dabei Millionen von armen Bauern auf seiner Seite. Er verlangte, die Teilung der Gemeindegüter — zu gleichen Teilen unter alle — sollte nur für eine bestimmte Zeit vorgenommen werden und sollte jeweils nach Verlauf einer bestimmten Zeit rückgängig gemacht werden können. In diesem Fall wäre, wie in der russischen Gemeinde, nur die Ruhielung verliessen worden.

Auf demselben Gebiet der Anschauungen stellte Dolbier, der Pfarrer von Wandcamp, in seinem „Versuch über die ursprüngliche Gerechtigkeit“ „zwei ursprüngliche Prinzipien“ auf: „Das erste, daß der Boden im ganzen allen, und niemandem zu privatem Eigentum gehört; das zweite, daß jeder ein ausschließliches Recht auf das Produkt seiner Arbeit hat.“ Aber da die Bodenfrage in jener Zeit die andern an Bedeutung übertrug, sprach er vorzugsweise von ihr.

„Die Erde als Ganzes genommen muß als das große, gemeinsame Gut der Natur betrachtet werden, — als das gemeinsame Eigentum aller; jedes Individuum muß auf ihr das Recht auf seinen Anteil an das große Gemeinsame finden.“ „Ein Geschlecht hat nicht das Recht, für das folgende Geschlecht das Gesetz zu machen und über seine Souveränität zu verfügen; mit wieviel stärkerem Grunde hat es also nicht das Recht, über sein Erbe zu verfügen?“ Und weiter: „Die Nationen allein und an ihrer Stelle die Gemeinden sind wahrhaft Eigentümer ihres Gebietes.“

Im Grunde erkannte Dolbier ein durch Erbschaft übertragbares Recht nur für das bewegliche Eigentum an. Hinsichtlich des Bodens sollte niemand vom gemeinsamen Gut mehr besitzen dürfen, als was er selbst mit seiner Familie bestellen konnte. Und auch das sollte er nur zur Ruhielung haben. Das sollte aber, wie nicht zu übersehen ist, die gemeinsame Bestellung durch die Gemeinde, neben Pachtgütern, die im Privatbetrieb bewirtschaftet werden konnten, nicht ausschließen. Da jedoch Dolbier das Leben auf dem Dorfe kannte, verabscheute er die Pächter ebenso sehr wie die Eigentümer. Er verlangte die völlige Abschaffung der großen Pachtgüter, die „äußerste Teilung des Bodens unter all die Bürger, die keinen oder nicht genügend Boden haben. Das ist die einzige angemessene Maßregel, die unser Landvolk wieder beleben und den Wohlstand in all die Familien tragen kann, die im Elend seufzen, weil ihnen die Mittel fehlen, ihren Fleiß zu betreiben zu können.“

Füße zu laufen. Heutzutage haben wir keine Zeit zur Höflichkeit.“

„Selbst das nicht einmal!“ sprach die junge Frau seufzend hinter ihm her, während der Mann, fortwährend laut „Klab da!“ brüllend, seinen Wagen weiterjoh.

„Haben Sie keine Beschäftigung?“ wurde sie da plötzlich rauh von mehreren Seiten gefragt.

„Doch!“ gab sie schüchtern zur Antwort. „Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, meine Eltern, meine Brüder, meine Schwwestern.“ Sie zählte, da sie rings allgemeines Stirnrücken sah, schnell noch weiter auf: „Mein Haus, meinen Hund, mein Bett, mein Sofa, meine Teppiche, meinen Kanarienvogel, meine Blumen —“

„Aber das ist alles doch keine Beschäftigung!“ wurde sie nun bestig unterbrochen. „Sie sind wohl von gestern. Sie haben sich eine Beschäftigung zu suchen, verstanden?“

„Gewiß!“ erwiderte sie, „Sie brauchen es gar nicht so zu schreiben. Ich werde mir bis morgen eine Beschäftigung auswählen.“ Sie versprach es ganz fest, ohne zu wissen, was sie versprach. Man ließ sie einstweilen weitergehen. Sie lief ratlos herum und schaute sich bald dies, bald jenes an. „Verzeihen Sie gütig!“ sagte sie, wenn man sie fragte, was sie wünschte: „Ich möchte mir bloß alles ansehen. Ich weiß noch nicht, was ich möchte.“

Sie war durch das ganze Warenhaus des Lebens gestreift, ohne noch etwas für sie Passendes gefunden zu haben. In ihrer Verwirrung verließ sie sich schließlich in den Keller, wo die Kessel und die Maschinen standen, die das Ganze beheizten und erwärmten. „Suchen Sie eine Anstellung hier?“ fragte man sie sogleich höflich, aber entschieden. „Ich fürchte nur, ich bin zu schwach“, meinte sie, bei dem Gluthauch zusammenfassend, der aus dem geöffneten Kiesenofen kam.

„Das scheint uns allerdings auch so!“ stellte man mit spöttischem Lachen fest. „Gehen Sie nur wieder! Wir können Sie hier nicht gebrauchen.“

Sie stieg unter dem scharrenden Lärm der großen Kohlen-schaukeln wieder langsam empor. Sie wurde ganz unglücklich. Sie kam sich völlig unnütz vor auf dieser Welt. „Das beste wäre“, dachte sie, „ich machte meinem Leben ein Ende.“ Sie war in solchen Selbstvorwürfen die Treppe immer höher hinaufgeklettert und sah sich plötzlich in einer Klucht von weiten Sälen im Dachgeschoss des Hauses. In ihnen saßen tausende und abertausende von Schreibern, die emsig und unermüdet ihre Federn führten. In langen Büchern schrieben sie ununterbrochen lange Zahlen um Zahlen auf. Die junge Frau, die von dem Treppenscheitern schnell almete, beruhigte sich bei

Die Erde.“ fügte er hinzu, „würde dadurch besser bestellt werden, die einheimischen Lebensmittel würden vermehrt, die Märkte infolge dessen reichlicher besetzt werden, und man wäre die abheuliche Aristokratie los, die der Pächter.“ Er sah voraus, daß man auf diese Weise zu einem so großen landwirtschaftlichen Reichtum käme, daß man niemals wieder das Gesetz über die Lebensmittelpreise brauchte, „das unter den gegenwärtigen Umständen notwendig, aber trotzdem nicht das richtige ist.“

Die Sozialisierung der Industrien fand ebenfalls, hauptsächlich im Bezirk von Lyon, Verkünder. Man forderte dort, die Löhne sollten von der Gemeinde geregelt werden, und der Lohn sollte so hoch sein, daß er die Existenz verbürgte. Außerdem verlangte man die Nationalisierung gewisser Industrien, wie z. B. der Bergwerke. Es wurde auch der Gedanke geäußert, die Gemeinden sollten sich der Industrien bemächtigen, die von den Gegenrevolutionären aufgegeben worden waren, und sie auf eigene Rechnung weiterführen. Im großen und ganzen war dieser Gedanke von der Gemeinde, die die Produktion in die Hand nahm, sehr populär. Die Benutzung der großen, unbestellten Ländereien in den Parks der Reichen zu Gemüsebau, den die Gemeinden in die Hand nehmen sollten, war ein Vorstoß, der in Paris viel Anklang gefunden hatte, und Chauvette trat lebhaft für ihn ein.

Es versteht sich von selbst, daß die Industrie in jener Zeit viel weniger interessierte als die Landwirtschaft. Indessen sprach schon der Kaufmann Cuffet, den Lyon in den Konvent gewählt hatte, von der Nationalisierung der Industrien, und L'Ange entwickelte den Plan zu einem Phalanstère, in dem die Industrie mit der Landwirtschaft vereinigt sein sollte. Seit 1790 hatte L'Ange in Lyon eine energische kommunistische Propaganda entfaltet. So brachte er in einer Broschüre, die das Datum 1790 trägt, die folgenden Ideen vor: „Die Revolution“, sagte er, „hätte Heil bringen sollen; eine Umkehrung der Ideen hat sie verpeitert; durch den abscheulichen Mißbrauch der Reichtums hat man den Souverän (das Volk) entrechtet. Das Gold . . . ist nur in arbeitsamen Händen nützlich und heilbar; es wird giftig, wenn es sich in den Säcken der Kapitalisten anhäuft. . . Heberall, Sire, wohin Eure Majestät seine Blide lenkt, sieht sie die Erde nur von uns bewohnt; wir sind es, die arbeiten, wir sind die ersten Besitzer, die ersten und letzten tatsächlich Besizenden. Die Richtstürer, die sich Eigentümer nennen, können nur den Ueberschuß unserer Subsistenzmittel sammeln. Das spricht von mindesten für unser Miteigentum. Aber wenn wir von Natur aus Miteigentümer und die alleinige Ursache jedes Einkommens sind, dann ist das Recht, unsern Unterhalt zu beschränken und uns des Ueberschusses (surplus) zu berauben, das Recht des Räubers. Das halte ich für eine sehr richtige Art, den „Mehrwert“ auszusparen. Er gründete seine Gedanken immer auf die wirklichen Tatsachen — auf die Krise der Lebensmittelprodukte, die Frankreich durchmachte — und kam so zu dem Vorschlag eines Systems einer Art Abonnement der Konsumenten zum Ankauf der ganzen Ernte zu festgelegten Bedingungen, das Ganze vermittelt der freien Vereinigung, die sich frei und ohne Zwang ausdehnen sollte. Er wollte außerdem den gemeinsamen Speicher, in den alle Landwirte ihre Erzeugnisse zum Verkauf bringen könnten. Es war das, was man sieht, ein System, das für den Handel mit Lebensmitteln das individualistische Monopol und die Staatseinnahme der Revolution ablehnte und das moderne System der landwirtschaftlichen Genossenschaften, deren Mitglieder sich zusammengetan haben, um gemeinsam die Erträge einer ganzen Provinz, wie es in Kanada geschieht, oder einer ganzen Nation, wie es in Dänemark der Fall ist, zu verteilen, vorzuziehen.“

Im großen und ganzen ist es vorwiegend das Lebensmittelproblem, das die Kommunisten von 1793 bewegte und sie dazu brachte, dem Konvent den Maximalpreis abzurufen und das große Prinzip auszusprechen: Sozialisierung des Tausches, Kommunalisierung des Handels.

In der Tat hand die Frage des Getreidehandels überall im Vordergrund des Interesses. Die Freiheit des Getreidehandels vertrat sich nicht mit der Existenz unserer Republik“, sagten die Wähler von Seine-et-Oise im November 1793 zum Konvent. Dieser Handel liegt in den Händen einer Minderheit, die das Ziel hat, sich zu bereichern, und diese Minderheit ist immer daran interessiert, die Preise künstlich in die Höhe gehen zu lassen und so den Konsumenten immer zu schädigen. Jedes halbe Mittel ist gefährlich und unwirksam, sagten sie; eben die Mittelwege sind es, die uns zugrunde richten. Der Getreidehandel, die ganze Versorgung mit Lebensmitteln muß von der Republik in die Hand genommen wer-

dem beständigen gleichmäßigen Kratzen der Federn. „Hier werd' ich finden, was ich vergeblich suche“, sagte sie sich. Die Männer und Frauen, die hier arbeiteten, bekümmerten sich nicht weiter um sie und blickten nicht ein einziges Mal von ihren Tabellen auf. Sie hatte infolge dessen Ruhe genug, sich einen auszuwählen, dem sie ihr Anliegen vortragen konnte. Schließlich wandte sie sich an einen alten grauen Herrn, der ihr besonders menschenfreundlich auszu sehen schien: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie störe.“

Der Greis hob seine vom ewigen Ansehen seiner Zahlen matt gewordenen gültigen Augen zu ihr auf.

„Ich möchte gern Liebe haben und geben“, stammelte sie, wie sie den ahnungslosen Ausdruck seiner Augen wahrnahm.

„Liebe?“ wiederholte er das Wort befremdet, als ob es aus einer unbekanntem, weltfernen Sprache stammte. „Sie haben sich wohl verirrt. Hier gibt es nur Pflichten, Pflichten, Pflichten.“ Er hatte sich aufs neue über sein Buch gebeugt, zog die Brille, die er auf seine Stirn geschoben hatte, über seine Augen zurück und addierte weiter. Sie wollte noch ein letztes Mal ihr Heil bei einer Frau versuchen, einer früheren Freundin, die sie unter den fleißig Schreibenden entdeckte hatte. Die aber ließ sie erst gar nicht zu Worte kommen. „Nein, du bist viel zu gefühlvoll und zu träumerisch für die geregelte Arbeit hier. Wir verzichten auf Empfindsamkeit. Verzeihe dich keinesfalls auf mich! Ich könnte dich nur schlecht empfehlen!“

Die junge Frau wußte sich keinen Rat mehr. Ihr Opfer wurde von niemandem verlangt. Wohin sie schaute, sah sie nur Arbeit und Ernst und Menschen, die sich Sorgen um Sorgen machten. Sie kam sich jetzt nicht bloß unnütz, sondern sogar leichtfertig vor. Und das erregte sie nicht länger. Ihr Schönstes, ihr Eigenstes wurde nicht nur gering geschätzt, nein, es wurde noch dazu beschimpft und befudelt. Sie ging zum letzten entschlossen auf ein offenes Fenster zu. Sie warf noch einen Blick auf ihr Leben, das nur Herz gewesen war, zurück, wobei sie die Empfindung hatte, daß ein voller bürstender Blumenkranz aus ihrer Hand fiel. Dann beugte sie sich über den Fensterrand. Und dann sprang sie, stürzte sie hinab.

Aber sonderbarerweise fand sie keinen Boden unter den Füßen, noch einen Widerstand. Sie stürzte plötzlich zu ihrer tiefsten Freude Flügel unter ihren Armen und in ihrem Ohr klagen wie eine leise heimliche Musik die Berge wider:

„Schläft ein Lied in allen Dingen,

Die da träumen fort und fort,

Und die Welt hebt an zu singen,

Triffst Du nur das Zauberwort.“

den, und diese wird „das richtige Verhältnis zwischen dem Preis des Brotes und dem Tagelohn für die Arbeit festsetzen“. Da der Verlauf der Nationalgüter zu abenteuerlichen Spekulationen von Seiten derer, die diese Güter wieder verpackten, Anlaß gegeben hatte, verlangten die Wähler von Seine-et-Oise die Beschränkung der Pachtgüter und die Nationalisierung des Handels.

„Ordnet an,“ sagten sie, „daß niemand mehr als hundertzwanzig Morgen, die Wehrte zu zweiundzwanzig Fuß gerechnet, übernehmen darf; daß jeder Eigentümer nur ein einziges Pachtgut selbst besitzen darf, und daß er verpflichtet ist, die andern zu verpachten.“ Und sie fügten hinzu: „Uebergebet alsdann die Sorge, jeden einzelnen Teil der Republik zu verproviantieren, einer vom Volk erwählten Zentralverwaltung, und ihr werdet sehen, daß der Ueberfluß an Getreide und das rechte Verhältnis des Getreidepreises zu dem täglichen Arbeitslohn allen Bürgern Ruhe, Glück und Lebensmöglichkeit verschaffen wird.“

Diese Ideen waren, wie man sieht, nicht von Turgot und nicht von Necker genommen. Das Leben selbst hatte sie erzeugt.

Besonders bemerkenswert ist, daß diese Ideen von den beiden Ausschüssen für Landwirtschaft und Handel akzeptiert und in ihrem Bericht über die Lebensmittelfrage, den sie dem Konvent vorlegten, vorgebracht wurden, und daß sie, auf das Drängen des Volkes, in einigen Departements des Berry und des Orléanais zur Ausführung gebracht wurden. Im Eure-et-Loire hätte man am 3. Dezember 1792 die Konventskommissionäre beinahe totgeschlagen, man sagte, die Bourgeois sind lange genug oben auf gewesen, jetzt ist die Reihe an den armen Arbeitern.“ Später wurden ähnliche Gesetze von Veffroy (Aus dem Aisne) heftig vom Konvent verlangt, und der Konvent machte für ganz Frankreich einen umfassenden Versuch, den ganzen Handel mit Lebensbedürfnissen erster und zweiter Ordnung durch nationale Magazine und der Festsetzung „gerechter“ Preise für die Lebensmittel zu sozialisieren.

Man sieht so während der Revolution die Idee aufsteigen, daß der Handel eine Funktion der Gesellschaft ist; daß er, wie der Boden selbst und die Industrie, vergesellschaftet werden muß, die Idee, die später von Fourier, Robert Owen, Proudhon und den Kommunisten der vierziger Jahre weiter entwickelt wurde.

Noch mehr. Es ist kein Zweifel für uns, daß Jacques Roux, Varlet, Delivrier, L'Ange und Tausende von Einwohnern in der Stadt und auf dem Lande, Bauern und Handwerker, was die Praxis angeht, die Lebensmittelfrage außerordentlich viel besser verstanden, als die Abgeordneten des Konvents. Sie verstanden, daß die Festsetzung der Preise allein, ohne die Sozialisierung des Bodens, der Industrie und des Handels, ein toter Buchstabe bleiben müßte, selbst wenn sie mit einem ganzen Arsenal von Zwangsmaßnahmen und dem Revolutionstribunal verschanzt wäre. Daß das System des Verkaufs der Nationalgüter, wie es die Konstituierende und die Gesetzgebende Versammlung und der Konvent angenommen hatten, jene Großpächter geschaffen hatte, die Delivrier mit Recht als die schlimmste Aristokratie bezeichnete, merkte der Konvent im Jahre 1794 wohl. Aber er wußte keinen anderen Rat, als sie in Rassen verhaften zu lassen, um sie zur Guillotine zu schicken. Die draconischen Gesetze gegen das wucherische Aufkaufen jedoch (wie z. B. das Gesetz vom 26. Juli, das die Durchsuchung der Speicher, der Keller, der Scheuern bei den Pächtern anordnete) fielen in den Dörfern nur den Hah gegen die Stadt, insbesondere gegen Paris.

Das Revolutionstribunal und die Guillotine konnten das Fehlen einer aufstrebenden kommunistischen Idee nicht ersetzen.

(Das 59. Kapitel aus P. Kropotkins „Geschichte der französischen Revolution“, die in der Uebersetzung von G. Sandauer bei Theod. Thomas in zwei preiswerten Bänden erschienen ist, einer der besten Darstellungen.)

Körperlose Helden.

Es liegt vielleicht im Wesen einer Zeit der Umwertung und Neuorientierung, daß der schöpferische Mensch, wo dichterische Formung sich mit zeitgemäßen Problemen befaßt, als bewegende Kraft und bestimmender Träger der Handlung nicht mehr den als Individuum in Erscheinung tretenden körperlichen Helden gestaltet, sondern in der Erkenntnis, daß der einzelne in der Gesamtheit nur zu milderer Wichtigkeit berechtigt ist, ihn einem elementar wichtigeren Wesen, einem metaphysischen Helden, unterordnet. In zwei neuen Büchern gruppieren die aufgewiesenen Erscheinungen sich um die Ballung eines überrealen Begriffes, drehen die ent-

Und auf diesen Fittichen flog sie noch einmal durch den Raum, den nichternen Raum, den sie soeben durchgegangen hatte. Siehe, da sah alles ganz anders aus, und das Leben ward zum Märchen für sie. Der Angestellte, der sie vorhin angeschauert hatte, sämungelte sie an: „Ich bin ein schredlicher Kerl!“ sprach er. „Ich weiß es, ein unaussprechlicher Kerl. Aber es sind nur die Nerven, nur die Nerven, meine Bestie. Sonst bin ich ganz verträglich und gutherzig, sag ich Ihnen. Und wenn im Kino eine edle Lat geschieht und nach dazu Harmonium gespielt wird, dann rollen mir nur so die dielen Tränen an meiner krummen Nase herunter.“

„Nag da, schöne Dame!“ brüllte der Mann mit dem Handwagen wieder. „Sind Sie mir noch böse wegen meiner Unhöflichkeit? Nehmen Sie doch weiter keinen Anstoß daran! Was wollen Sie von einem Rüssel, der immer nur mit seinesgleichen zu tun hat, besseres verlangen. Beklagen Sie mich lieber, anstatt mich zu verachten. Auch ich habe meine goldene Stelle! Sehen Sie! Es ist das Bild meiner beiden kleinen Kinder hier, das ich stets in meiner Brusttasche trage. Geben Sie es mir bitte zurück! Ich habe leider keine Zeit mehr! Wlah dal!“

„Da sind Sie ja schon wieder!“ sprach man sie unten im Keller und Maschinenraum an. „Negen Sie sich um Himmels Willen nicht auf. Sie werden schon irgendeine Beschäftigung finden, die für Sie paßt. Sie brauchen sich hier nicht gleich zugrunde zu richten. Man wird Rücksicht auf Ihre Schwäche nehmen, glauben Sie es nur, und auch Stabärzte sind keine Zeufl.“

„Hast du etwas gefunden?“ rief ihr die Freundin schon von weitem entgegen, als sie nach oben geschwebt war. „Sei nicht mehr traurig! Man wird nicht mehr auf der Welt gequält als man ertragen kann. Verzeih mir! Ich war vorhin recht bößlich zu dir. Ich bin maximal müde von den vielen Vereinen, denen ich angehöre. Man opfert sich auf, ja sehr man es kann. Hüte mir nicht, wenn ich dich nicht auch noch bescheiden konnte! Wen zu helfen ist unmöglich.“

Der gütige Greis aber schob von selber, ohne daß sie ihn anzureden brauchte, seine Brille zurück und schaute sie mit einem Blick so voll Freundlichkeit an, daß seine Augen einen Glanz bekamen wie das Meer, wenn es in der Nacht leuchtet: „Haben Sie das große Geheimnis der Menschheit entdeckt?“ fragte er sie lächelnd. „Erkennen Sie nun, daß es die Liebe nur ist, die die Welt und ihre unglücklichsten Geschöpfe, die Menschen, treibt! Schauen Sie dort den feindlichen Flieger, der wie ein Kobold auf uns kößt! Meinen Sie, daß Nord-

hüllen Wellen sich um die Küste der Nachtbegriffe Kapital und Hunger. Von dem konglomeratisch aus Briefen, Telegrammen und Zeitartikeln geordneten Buche „Das Weltreich und sein Kängler“ (Wiederich, Jena) vom ungenannten Verfasser des „Fenriswolfs“ und dem Roman Alfred Bratts „Die Welt ohne Hunger“ (E. Reish, Berlin) wird hier gesprochen. Der Kapitalismus ist vom Problem des Sozialpolitikers zum Problem des Dichters geworden, den es weniger lockt, die Lösung zu suchen, als die Wirkung und darüber hinaus die Möglichkeiten aufzuzeigen. Valzac entdeckte für die Literatur das Geld als bewegende Kraft des Lebens und zersetzendes Element der menschlichen Gesellschaftsordnung, für Jola, den als Träger der sozialen Gedanken selbst in der Kunst unerreichlichen Schöpfer, des soziales Leben und wird, von seinem Schöpfer gelöst, zu einem verderblichen Selbstzweck. Eine Sammlung des Weltkapitals in der Hand einer kleinen Machtgruppe von Trustmagnaten, die den Weltkrieg als Werkzeug handhaben, war gedacht. Für das Auswirken so bedeutender Energien bietet nur Amerika mit seiner Anhäufung von Kapital, Masse und Wille die Möglichkeit. Die Gewalt seiner Idee überläßt dem Schöpfer mit ihrer Wirkung, verweist wohl er sich gegen sie, aber sie überrollt ihn. Das ist seine Tragik. Die angestrebte Gründung des wirtschaftlichen Weltfriedensreichs entfacht neue Kriege, Zerstörung ist der Weg zum Ziel des Aufbaus. Amerika fiebert im Tempo dieser mitteilenden Abfälle, die in ihren kühl geschliffenen Worten wohl Geischnisse erkennen, Gestalten plastisch erscheinen, Entwicklungen überbilden lassen, aber das gewaltige Ereignis ist nur als Material vorhanden. Ein Kunstwerk ist auf der Vorstufe der Gestaltung stehen geblieben, in privaten und geschäftlichen Aufzeichnungen wird eine Effizienz gegeben, das Tatsächliche ist ohne Umritz, ohne Form, ohne Rhythmus gelassen; obgleich das Dichterische als Unterströmung fühlbar wird, bleiben doch unüberbrückbare Distanzen gesetzt. Hier scheint mir nicht soziale Tendenz ein Thema in den Brennpunkt objektiver Betrachtung gestellt zu haben, sondern ein stark auf den Anreiz der Macht reagierender Mensch sein Verleumdung zu geben, einer der gegebenenfalls das Gewissen hätte, seine Phantasmagorie umzusetzen in die Elemente der Tat.

Auch Alfred Bratt lokalisiert in der „Welt ohne Hunger“ seine utopische (und dennoch beschränkt im Wahrscheinlichkeitsbereich liegende) Idee in dem unbegrenztere Möglichkeiten bietenden Amerika. Er steigert den Hunger zur Triebkraft des menschlichen Lebens und faßt in seiner unberechenbaren Machtgegenwärtigkeit die Zusammenhänge der bürgerlichen Ordnung zusammen, sieht in ihm den unbedingten Beherrscher der Massen und verdrängt in ihm eine kaum greifbare Vorstellung zu einem gewaltüberhebenden, lebendigen Phantom. Durch eine Erfindung des Chemikers Bell, der in einem Würfel die tägliche Nahrungsmenge einem Menschen komprimiert, wird jener daseinbehaltende Motor außer Wirkung gesetzt und die alte notwendige Ordnung zerfällt. Ueber sein Ziel, die Menschheit von der Not der sozialen Ungleichheit zu befreien, hinausgehend, schafft der ideale Erfinder hinter den Horizonten seiner Voransicht Wirkungen, die seine Absicht nicht allein zerstören, sondern in ihr Gegenteil verkehren. Der ungeheure Umfang seiner Umwälzung, die daraus folgt, daß der Hunger aus der Welt geschafft ist, zerrüttet die bestehenden Verhältnisse und schafft Anarchie und Chaos. Mit der üblichen Menschheitsbegleichungsgeste ist in Amerika das Gesetz gegeben, jedem Arbeiterlohn auf Staatskosten das Präparat zur hungerlosen Lebenserhaltung zu beschaffen, aber die Menschheit versagt dieser Befreiung von einem feinen Bedroher gegenüber. Das Fehlen eines Antriebs zu Arbeit und Geldverdienst desorganisiert und Lor-

lust und Vernichtungstrieb allein ihn hierher jagt, wie die unsrigen über seine Städte? Wähnen Sie alle nicht, ihrem Land und Volk damit zu nützen? Und wäre dies sonst überhaupt zu ertragen? Würde nicht der Erdenbau im Nirrtum zerfallen, wenn nicht die Liebe beständig laut oder leise, bewußt oder unbewußt am Werke wäre?“

„Ja, aber warum sprechen die Menschen denn gar nicht davon,“ sagte die junge Frau und rang die Hände zu dem Greise wie zum Gebet empor. „Warum ärgern sie und höhnen und beschimpfen und hoffen und töten sie einander? Warum sagen sie sich fast nie ihre Liebe, sondern fast nur ihre Wut? Warum kommt es ihnen weniger darauf an, einander zu verstehen und zu nützen als einander mißzuverstehen und zu schädigen?“

„Dieses muß sich jeder selber beantworten und sich aus dem Nirrgarten des Lebens zurechtfinden,“ gab er zurück. „Der Düstere wird die Frage nach dem Glück auf Erden verneinen und der Heitere bejahen. Die meisten aber werden wie das Wetter wechseln, einmal dies, einmal jenes sagen und zwischen wenig Sonnenschein und viel Schatten ihr Leben abwandeln.“

Es gibt eine alte Sage.
Der Schöpfer der Welt hielt die Waage,
Darauf wog er die Lust und die Klage
Der Menschen und ihrer Lage
Mit banger Erwartung ab.

Es standen die beiden Schalen,
Gleich wogen die Freuden und Qualen,
Mit denen zu zahllosen Malen
Die Menschen ihr Dasein bezahlen;
Und Glück und Unglück war halb.

Da trat die Schale der Wonnen
Ein Hauch nur, dem Schöpfer entronnen.
Sie sank. Und es formten sich Sonnen
Und Menschen, dem Dunkel entsponnen,
Die Liebe besiegte das Leid.

Drum Klingt nach den bittersten Schlägen,
Wenn alle Vernichtung nur trachten,
Und rings sich die Wege umnachten,
Ein Schrei vor dem letzten Verschmächten:
Frieden ist härter als Krieg.

rumpiert die Massen und läßt sie mit sinnloser Aufsehnung gegen die nunmehr machtlos gewordenen Magnaten; Streiks und Gegenstreiks von unerbittlicher Beharrlichkeit entkräften das Wirtschaftsleben, Trunksucht und Trägheit zersetzen die Gemeinschaft der Familie; das Werk der Erlösung wird zum Glück. Da befinnen sich endlich die Frauen, auf die die Folgen des Streiks und der Arbeitslosigkeit sich qualvoll entladen, und stemmen sich geschlossen dem Verhängnis entgegen, reizen die Männer mit sich, und diese große einheitsliche Bewegung bringt den Ordner der sozialen Welt wieder in Tätigkeit und gibt der Welt die Triebkraft des Hungers wieder, indem sie das Präparat vernichtet. Hätte das ganze Buch den heißen, stürmenden Rhythmus dieses letzten Teils, der für den Erfinder Bell die Bewirkung seiner Idee und den Untergang bringt, so würde es zwingender und überzeugender sein. Die vorbereitenden Kapitel sind zu eben und gemäht im Tempo für den dann folgenden jähen Ausbruch der großartigen Idee, so daß das Architektonische des Buches nicht gemessert erscheint. Es handelt sich trotzdem um mehr als eine verblüffende Sensation. Bratt hat unzweifelhaft Vorbilder, aber selbst wenn man Kellermann und mehr noch Johannes R. Senfen als Voraussetzung dieses Buches annimmt, muß man bekennen, daß Stoff und Form einander bedingen und zusammenfallen zu einer Einheit, die eine beachtenswerte Erkenntnis aufweist.

K. M.

Die Brotkarte in der Literatur.

Die Rationierung der Lebensmittel und namentlich die Einführung der Brotkarten gilt den meisten Zeitgenossen als eine funktelnagelne Idee, die die Not des Weltkrieges erzeugt hat. Daß diese Annahme ein Jertum ist, wurde mir dieser Tage klar, als ich wieder einmal den alten klassischen Roman „Die Verlobten“ von Alexander Manzoni in die Hand nahm und hier bei der Schilderung der Mailändischen Hungernot zu meiner Ueberraschung auf folgende Stelle stieß:

„Wenn ich zu befehlen hätte,“ sagte Renzo Begleiter, „so würde ich das Mittel schon finden, um alles wieder in der gehörigen Ordnung gehen zu lassen.“

„Was wollten Sie vornehmen?“ fragte Renzo.

„Was ich vornehmen wollte?“ entgegnete der andere. „Es müßte Brot für alle vorhanden sein, fürs arme Volk so gut wie für die Reichen. Gört an, wie ich's machen würde. Ein reeller Preis, bei dem jeder bestehen kann. Und dann das Brot nach Verhältnis der Esser verteilt; denn es gibt unverheiratete Hamsterer, die alles für sich behalten möchten, und aufs Geratewohl rips raps alles an sich reißen, und hernach ist für die armen Leute nichts da. Also mit dem Brot eine Verteilung vorgenommen. Wie das anstellen? Ich denke so: Jede Familie kriegt, nach Verhältnis der Köpfe, einen Zettel, und kann damit hingehen, sich vom Bäcker Brot zu holen. Wir zum Beispiel müßten sie einen Zettel ausfertigen, der etwa so lautet: Ambrogio Ruffella, Schwertfeger von Sanover, mit seinem Weib und vier Kindern, sämtlich schon herangewachsen, um Brot essen zu können, erhält so und so viele Brote, wofür er so und so viele Groschen zu zahlen hat. Es muß aber allezeit gerecht dabei zugehen, immer nach Anzahl der Köpfe. Bei Euch wollen wir einmal annehmen, müßten sie einen Zettel ausstellen für . . . wie ist doch Euer Name?“

„Lorenzo Tramaglino“, sagte der Jüngling, ganz und gar von dem neuen Plan bezaubert.

„Schön,“ meinte der Unbekannte, „aber habt Ihr Frau und Kinder?“

„Ich sollte eigentlich — wenn in der Welt zuginge, wies sollte . . .“

„Ah, Ihr seid unverheiratet! Wo bekommt Ihr eine entsprechend kleinere Ration.“

„Das ist gerecht,“ sagte Renzo. „Aber wenn ich mich nun verheiraten täte?“

„Wird der Zettel gewechselt und die Ration steigt,“ antwortete der Unbekannte. „Wie ich gesagt habe: immer nach Verhältnis der Köpfe.“

„So laß ich gelten,“ rief Renzo, indem er wiederholt mit der Faust auf den Tisch schlug. „Und warum mochen sie nicht ein Gesetz nach dieser Manier?“

Manzoni's Roman spielt im Jahre 1628, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Ob der hier entwickelte Plan der Einführung von Brotkarten auf einer historischen Tatsache beruht, weiß ich nicht. Jedenfalls wurden „Die Verlobten“ vor 16 Jahren geschrieben, wenn also die Idee von Manzoni selber herrührt, so ist sie zum mindesten bald ein Jahrhundert alt.

Sonnenflecke.

Gewaltige Sonnenfleckengruppen werden seit einigen Tagen mit dem großen Fernrohr der Dreptow-Sternwarte von Direktor Archenhold beobachtet. Bei der großen Bedeutung, die die Sonnenflecken durch ihre Beziehungen zum Erdmagnetismus, zu den lichtelektrischen Erscheinungen, wie Nordlichtern usw. in unserer Luftschicht, überhaupt zur ganzen Witterungslage in früher nie geahnter Weise erlangt haben, ist es wünschenswert, durch Verfolgung der Wanderungen der Sonnenflecken immer mehr in die geheimnisvollen Vorgänge, die sich in diesen Gebilden abspielen, einzudringen. Aus den Archenhold'schen Zeichnungen, die den Besuchern der Dreptow-Sternwarte bei der Beobachtung der Sonne vorgelegt werden, geht hervor, daß in der größten Gruppe, die eine Ausdehnung von 16 Erdkugeln, d. i. eine Länge von 200 000 Kilometern, besitzt, sehr interessante Veränderungen stattfinden. Es sind in ihr mehr als 25 Kerne beobachtet worden und drei große Halbschatten sichtbar. Eine zweite Gruppe, die sich schon dem Westrande nähert, zeigt sogar über 42 Kerne und so gewaltige Veränderungen, daß sie von Tag zu Tag kaum wiederzuerkennen ist. Eine dritte Gruppe konnte gerade am Ostrand der Sonne bei ihrem Auftreten gezeichnet werden. Außerdem haben sich jetzt noch zwei Gruppen auf der Vorderseite der Sonnenfläche gebildet, die sich fast unter den Augen der Beobachter ändern. Die bisher gültige Ansicht, daß sich große Flecken nur an der Rückseite der Sonne bilden, wird hierdurch widerlegt. Die Sonnenflecken werden täglich von 2—8 Uhr abends den Besuchern mit dem großen Fernrohr gezeigt.

Notizen.

— Die Zukunft der deutschen Bühne. Der Schuyverband Deutscher Schriftsteller hat auf die vom Verband zur Förderung deutscher Theaterkunst gewünschte Ausdrucks verzichtet, „da sie zu keinem förderlichen Ergebnis führen könnte.“

— Vorträge. In der Urania gelangt von Dienstag ab der neue, mit zahlreichen farbigen Bildern ausgestattete Vortrag „Titan einst und jetzt“ allabendlich zur Darstellung. — Dr. Wachenhold hält Dienstag, abends 7 Uhr, in der Dreptow-Sternwarte einen Vortrag über „Jupiter und seine Monde.“

— Deutsch — die Hauptunterrichtssprache in Schweden. Dieser Tage ist die Stockholmer Lehrergesellschaft zusammengetreten, um über die Aenderung des Lehrplanes an den schwedischen Gymnasien zu beraten, wie sie von der Oberlehrerbehörde vorgeschlagen ist. Der Kern dieses Vorschlages ist darin zu erblicken, daß die deutsche Sprache die Hauptunterrichtssprache sein soll.

Sommer!

Für die Sommermonate mit ihren warmen, sonnigen Tagen, kommt hauptsächlich leichte, duftige Kleidung in Frage.

Seide und Washstoffe rücken also immer mehr in den Vordergrund, so daß Sie bei einem Besuch unserer Lager erfreut sein werden, zu sehen, was und wieviel wir Ihnen gerade in diesen Stoffen und ihren Abarten zu bieten vermögen.



Leichte Sommermäntel

aus allen beliebten Sommerstoffen, besonders seidenartigen Geweben, zu modernen, flotten Formen verarbeitet und mit allen neuartigen Reizen versehen.

Washkleider

in reicher, Mannigfaltigkeit und echt sommerlicher Ausstattung, sowohl in weiß, als in hellen oder dunkeln zarten Blumenmustern, ledigen Punkten oder eleganten Streifen.

Die obigen beiden Abbildungen zeigen zwei allgemein beliebte und fleißige Formen, die immer wieder gerne gekauft werden.

C & A

RENNINKMEYER.G.M.B.H.

Rönigstr. 33
Am Bahnhof-Alexanderplatz

Chausseestr. 113
Beim Steilener Bahnhof

Am Sonntag, den 20. Mai, bleiben unsere Geschäfte ausnahmsweise geöffnet.

